

Kai Dröge

Zwischen den Welten – soziale Ungleichheit in und aus dem Netz

Vortrag auf der gemeinsamen Tagung der DGS-Sektion Medien- und Kommunikationssoziologie mit der DGPK Fachgruppe Soziologie der Medienkommunikation, Frankfurt am Main, März 2010

<http://www.romanticentrepreneur.net> | kai.droge@unil.ch

Die sozialwissenschaftliche Diskussion um die ungleichheitsrelevanten Aspekte des Internets ist generell stark auf die zwei Fragen konzentriert: den Zugang zum Netz einerseits und die sozial ungleich verteilten Kompetenzen zur Nutzung dieses neuen Mediums andererseits. So wird etwa der „digital divide“ zwischen Norden und Süden problematisiert, oder es wird auf die alters-, schicht- oder geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Kompetenzen der Internetnutzung verwiesen. Wir haben auf dieser Tagung schon viel davon gehört. Allerdings, so wichtig diese Fragen zweifelsohne sind – eine Soziologie der sozialen Ungleichheit im Zeitalter des Internet darf dabei nicht stehen bleiben. Vielmehr muss sie ebenso untersuchen, inwiefern das Internet selbst einen Ort der Produktion und Reproduktion sozialer Ungleichheiten darstellt, und zwar auch und gerade für die, die es aktiv nutzen. Leider ist dieses Thema in der aktuellen Debatte viel zu wenig präsent.

Ich möchte dieser Frage heute aus verschiedenen Perspektiven etwas weiter nachgehen. Dazu werde ich in einem ersten Teil ein paar Bemerkungen zu den historischen Wurzeln dieser tendenziellen ‚Ungleichheitsblindheit‘ der Internetsoziologie machen. In einem zweiten Teil soll dann an einem empirischen Beispiel analysiert werden, wie soziale Ungleichheitsmuster zwischen On- und Offline-Welt diffundieren, sich reproduzieren und verändern. Dabei stütze ich mich auf erste Ergebnisse eines laufenden Forschungsprojektes zur Partnersuche im Internet. Das Projekt wird von Olivier Voirol und mir in einer Kooperation zwischen der Universität Lausanne in der Schweiz und dem Institut für Sozialforschung hier in Frankfurt am Main durchgeführt. Gefördert wird dieses Projekt vom Schweizerischen Nationalfonds.

Die Ungleichheitsblindheit der Internetsoziologie

Die Gründe für die tendenzielle ‚Ungleichheitsblindheit‘ der Internetsoziologie reichen weit in die Geschichte des Mediums zurück. Schon früh hat sich hier eine durch die Gegenkultur- und Alternativbewegung inspirierte Sichtweise etabliert, die das Internet als einen prinzipiell egalitären, antihierarchischen Kulturraum entwarf, in dem die gesellschaftlichen Restriktionen des ‚real life‘ keine Rolle spielen sollten. Einflussreich waren hier etwa die frühen Studien von Howard Rheingold zu den Vergemeinschaftungsformen im WELL-Netzwerk (Rheingold 1994). Aber ähnliche Muster prägen den Diskurs um das Internet bis heute. Sie finden sich beispielsweise sowohl im Selbstverständnis der Wikipedia-Community als auch in den Selbstinszenierungsformen der New Economy-Gründerinnen

und Gründer (vgl. Stegbauer 2009; Dröge 2008). Dazu passt, dass auch die frühen Forschungen zur computervermittelten Kommunikation noch davon ausgingen, dass Status- und Machtungleichheiten in diesem Medium nur eine untergeordnete Rolle spielen würden (vgl. Sproull/Kiesler 1986). Ich werde später nochmals auf diese Tradition zurückkommen.

Allerdings gibt es inzwischen auch zahlreiche Studien, die in eine andere Richtung weisen. Untersuchungen zu Foren, Chats, aber auch zu sozialen Netzwerken oder der Wikipedia zeigen, dass das Internet keineswegs einen herrschaftsfreien Raum bildet, sondern in ähnlicher Weise durch soziale Schließungsprozesse und machtförmige Hierarchien geprägt ist wie andere gesellschaftliche Sphären auch. Wir haben ja im Rahmen dieser Tagung schon viel über solche sozialen Differenzierungsprozesse im Internet gehört. Trotzdem bleibt eine zentrale Frage offen: Lässt sich denn zumindest die Hoffnung halten, dass soziale Macht- und Statusungleichheiten aus der Offline-Welt für die Hierarchiebildungen im Netz eine untergeordnete Rolle spielen würden? In den genannten Forschungen ist ja viel die Rede davon, dass sich soziale Differenzierungsprozesse im Netz nach eigenen Regeln vollziehen, die nicht einfach die Muster der Offline-Welt reproduzieren. Man könnte also vermuten, dass das Internet zwar nicht frei von sozialer Ungleichheit ist, dass hier aber in dem im Spiel um die begehrtesten Plätze zumindest die Karten neu gemischt werden.

Ich werde im Rest meines Vortrages diesen Fragen etwas weiter nachgehen. Dazu muss aber zunächst eine Differenzierung vorgenommen werden. Es liegt nahe, dass die Mischung der sozialen Ungleichheitsmuster zwischen dem Netz und der Welt außerhalb stark davon abhängen wird, wie groß die Überschneidungsbereiche zwischen beiden Sphären sind. Primär netzbasierte Interaktionsräume mit geringen Verbindungen zur Offline-Welt bilden hier den einen Pol eines Kontinuums; am anderen Ende stehen solche Interaktionszusammenhänge, in denen On- und Offline-Welt eng miteinander verschränkt sind.

Beispiele für primär netzbasierte Interaktionsräume sind Online-Spiele wie Second Life oder World of Warcraft, aber auch viele Foren, Chatcommunities oder Wikipedia. In diesen Kontexten finden sich vielfältige Beispiele dafür, wie versucht wird, externe soziale Hierarchien und Statusungleichheiten systematisch aus der Kommunikation im Internet auszublenden, wenngleich mit wechselndem Erfolg (vgl. Stegbauer 2009). Beispiele für das andere Ende des Spektrums sind soziale Netzwerke wie SchülerVZ, Xing oder Facebook, aber auch die von uns untersuchten Online Dating Seiten. In diesen Interaktionszusammenhängen greifen die sozialen Kreise der On- und Offline-Welten häufig stark ineinander. Es liegt nahe, dass hier soziale Ungleichheiten aus der Welt außerhalb des Netzes eher in die Online-Interaktion hineingetragen werden, einfach weil sich beide Welten schwerer auseinanderhalten lassen. Dennoch bleibt die Frage, wie die sozialen Ungleichheitsmuster in der digitalen Interaktion konkret zur Geltung kommen und ob die Erweiterung der Interaktionen um eine virtuelle oder digitale Dimension eher egalisierend oder gerade umgekehrt verstärkend auf die sozialen Ungleichheitsmuster der Offline-Welt wirkt. Diesen Fragen will ich im Folgenden anhand unserer eigenen empirischen Forschungen etwas genauer nachgehen.

„Weak social context clues“ oder:

Die Hoffnungen auf ein egalisiertes Medium

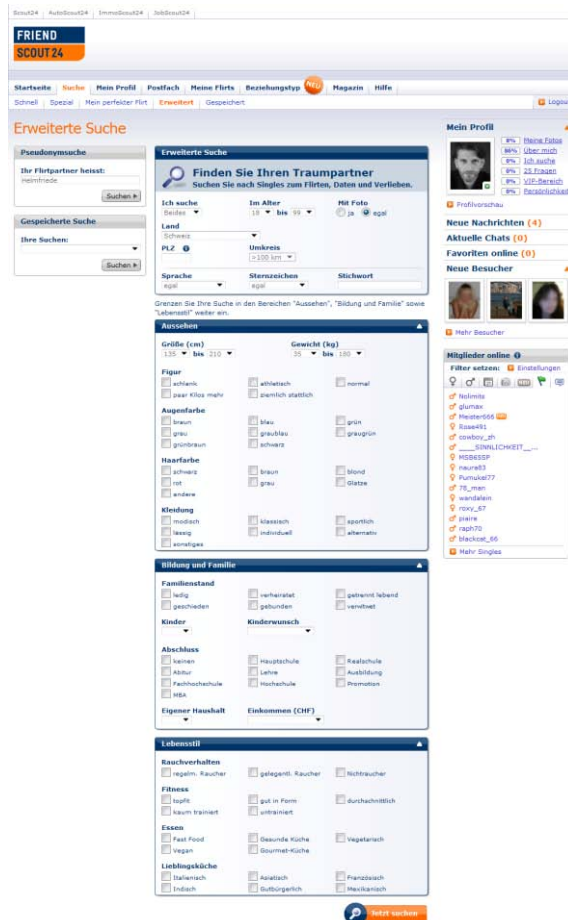
Soziale Ungleichheit kann vielfältige Formen annehmen und realisiert sich auf ganz unterschiedlichen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens. Sie kann durch mächtige gesellschaftliche Institutionen abgesichert sein oder sich fast unbemerkt im alltäglichen Geflecht sozialer Interaktionen reproduzieren. Sie kann sich in räumlicher Segregation niederschlagen, in rechtlich sanktionierten Disziplinierungsmaßnahmen, im Ausschluss von gesellschaftlichen Ressourcen und Chancenstrukturen oder in subtileren Formen zwischenmenschlicher Arroganz und Missachtung. Aus all diesen mannigfaltigen Formen möchte ich mich heute auf jene Ungleichheiten konzentrieren, die in konkreten sozialen Interaktionen hergestellt und fortgeschrieben werden. Es geht, um den bekannten Begriff von Pierre Bourdieu (1987) zu verwenden, also eher um die Produktion und Reproduktion der „feinen Unterschiede“ im sozialen Gefüge unserer Gesellschaft und um deren strukturbildende Kraft im Internet und darüber hinaus. Dieser Bereich ist deshalb besonders interessant, weil man gerade hier die stärksten egalisierenden Wirkungen des neuen Mediums vermuten sollte.

Um diese Vermutung zu begründen, möchte ich noch einmal an die frühen Forschungen zur computervermittelten Kommunikation erinnern. Namentlich sind hier die sozialpsychologischen Untersuchungen von Lee Sproull und Sara Kiesler (1986) aus den 1980er Jahren zu nennen, sowie die zahlreichen Studien, die daran angeschlossen haben. Auf Sproull und Kiesler geht die These der sogenannten „weak social context clues“ zurück. Damit ist gemeint, dass die starke Reduktion der kommunikativen Kanäle im Internet so wenig soziale Kontextinformationen über das jeweilige Gegenüber liefert, dass computervermittelte Kommunikation kaum durch Status- und Machtungleichheiten beeinflusst sei (vgl. Sproull/Kiesler 1986). Die These der „weak social context clues“ und der daraus resultierenden egalisierenden Wirkung der medialen Vermittlung auf die Kommunikation ist in der Folge auf viele Bereiche des Internet ausgeweitet worden und hat maßgeblich mit dazu beigetragen, hier auf die Entstehung eines demokratischeren, ja herrschaftsfreien Kommunikationsraumes zu hoffen (vgl. Stegbauer/Rausch 2006: 95ff.; Döring 2003: 127ff.; Walther 1996).

“Bringing society back in“ – Repräsentationsformen sozialer Ungleichheit auf Online Dating Sites

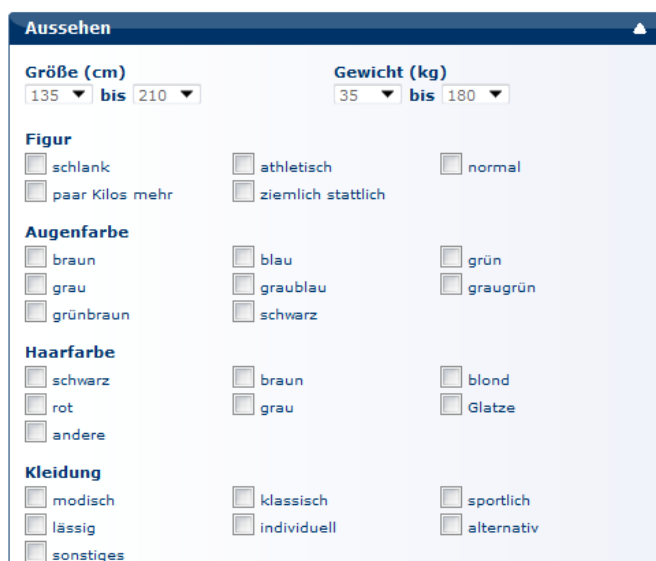
Wie sieht es im heutigen Internet, das manchmal auch das Web 2.0 genannt wird, mit der Präsenz von „social context clues“ aus? Ich springe hier direkt in mein empirisches Material und zeige Ihnen einige Seiten von Friendscout24, der nach verfügbarer Datenlage wohl größten deutschen und schweizerischen Online-Dating Plattform.

Rechts sehen Sie das ausführliche Suchformular der Schweizer Ausgabe von Friendscout24 in der Übersicht. Es dient dazu, aus der unüberschaubaren Masse von rund fünf Millionen eingeschriebenen Mitgliedern gezielt potentielle Interaktionspartnerinnen oder -partner herauszufiltern. Dabei lässt sich die Suche neben den basalen Kriterien wie Alter, Geschlecht und Region noch in den drei Rubriken „Aussehen“, „Bildung und Familie“ sowie „Lebensstil“ detailliert eingrenzen.



Körperbilder

Der erste Block umfasst Kategorien, die den Körper und das äußere Erscheinungsbild einer Person genauer klassifizieren – die Größe, das Gewicht, die Augen- und Haarfarbe sowie den Kleidungsstil. Bei näherem Hinsehen stellt man jedoch schnell fest, dass viele der hier angebotenen Kategorien nicht in erster Linie darauf zielen, eine physiologisch exakte Beschreibung des Äußeren einer Person zu geben. Ob man eine menschliche Figur beispielsweise als „schlank“, „athletisch“



oder „normal“ beschreibt, ist nicht in erster Linie eine Frage physiologischer Daten. Vielmehr werden hier stereotypisierte Körperbilder zur Auswahl gestellt, die in ihrer spezifischen Bedeutung wiederum an bestimmte subkulturelle Milieus und deren Geschlechternormen gebunden sind. In noch stärkerem Maße gilt dies für die angebotenen Kleidungsstile. Die Unterschiede zwischen „lässig“ und „sportlich“, „individuell“ und „alternativ“ beispielsweise kann nur verstehen, wer über ein sehr ausgeprägtes Sensorium für die feinen Unterschiede der gesellschaftlichen Kleiderordnung verfügt. Und dies ist auch ein Wissen um soziale Ungleichheitsrelationen, denn es sind solche feinen Unterschiede in der gesellschaftlichen Kleiderordnung, über die sich die Mitglieder der sozialen Klassen und Milieus füreinander erkennbar machen. Schon in dieser ersten Rubrik, die scheinbar nur das äußere Erscheinungsbild betrifft, findet also ein *sozialer* Selektionsprozess statt, in dem sich Mitglieder ähnlicher sozialer Lagen und Milieus wechselseitig einander zuordnen können.

Sozioökonomischer Status

In der zweiten Rubrik „Bildung und Familie“ geht es nun an das sozioökonomische Eingemachte der gesellschaftlichen Ungleichheitsordnung. Die Eingrenzung von Familienstand, Kinderzahl und Kinderwunsch ist nur der erste Schritt in der wechselseitigen Abgleichung der Lebenslagen. Sehr detailliert lässt sich der Bildungsabschluss des gewünschten Partners bzw. der gewünschten Partnerin vorgeben. Insgesamt zehn Kategorien stehen hier zur Wahl; kein anderes Selektionskriterium bietet eine ähnlich große Fülle an Differenzierungsmöglichkeiten. So kann beispielsweise bei den Hochschulabschlüssen zwischen „Fachhochschule“, „Hochschule“, „Promotion“ und „MBA“ unterschieden werden.

Diese feingliederten Auswahlmöglichkeiten tragen der Tatsache Rechnung, dass der Bildungsstand in der modernen Gesellschaft ein zentrales soziales Differenzierungskriterium darstellt – ein Kriterium, das gerade auch bei der Partnerwahl immer noch eine sehr bedeutsame Rolle spielt. Wem auch diese Spezifizierung noch nicht ausreicht, der kann im letzten Eintrag der Rubrik zusätzlich das Jahreseinkommen der gesuchten Person vorgeben – in sechs groben Klassen die von „unter 21.000“ Schweizer Franken bis „über 117.000“ reichen. Damit ist der sozioökonomische Status einer Person in ihren wesentlichen Dimensionen bestimmt.

Tugendhaftigkeit

Die dritte und letzte Rubrik schließlich verspricht, den „Lebensstil“ der gesuchten Person genauer einzugrenzen. Man könnte erwarten, dass es hier um den Abgleich gemeinsamer Interessen, Hobbies und persönlicher Vorlieben geht – Aspekte, die bei der Partnerwahl ja durchaus eine wichtige Rolle spielen können.

Wenn man sich die einzelnen Elemente dieser Rubrik jedoch genauer ansieht, so findet man wenig, das in eine solche Richtung weist. Vielmehr wird ein auffälliger Schwerpunkt auf das gesundheits- und fitnessbezogene Verhalten einer Person gelegt. In der Kategorie „Essen“ beispielsweise lässt sich sehr fein zwischen „Gesunder Küche“, „vegetarisch“ und „vegan“

The screenshot shows a 'Lebensstil' (Lifestyle) selection form with the following categories and options:

- Rauchverhalten:** regelm. Raucher, gelegentl. Raucher, Nichtraucher
- Fitness:** topfit, gut in Form, durchschnittlich; kaum trainiert, untrainiert
- Essen:** Fast Food, Gesunde Küche, Vegetarisch; Vegan, Gourmet-Küche
- Lieblingsküche:** Italienisch, Asiatisch, Französisch; Indisch, Gutbürgerlich, Mexikanisch

differenzieren. Weniger gesundheitsorientierte Essensstile können hingegen nur sehr grob in „Fast Food“ oder „Gourmet Küche“ unterschieden werden. Den Fitnessstatus der gesuchten Person wiederum kann man in insgesamt fünf Stufen sehr genau eingrenzen, zusätzlich zu den schon in der Rubrik „Aussehen“ vorgenommenen Klassifizierungen des Körpers als „athletisch“, „schlank“ etc.

All diese Kategorisierungen dienen weniger dazu, individuelle Lebensstilmuster oder persönliche Eigenheiten zu beschreiben. Vielmehr geht es hier um die Nähe und Distanz zu einem kulturell normierten Idealmodell des begehrenswerten Subjekts, das sich heute in vielen gesellschaftlichen Sphären und Diskursen wiederfindet. Es waren vor allem die Foucault anschließenden Gouvernementality-Studies – und hier insbesondere deren feministischer Zweig – die die Konturen dieses Idealmodells prägnant herausgearbeitet haben (vgl. Greco 2004; Trethewey 1999; Waring/Waring 2009). Zu diesem Modell gehört die Perfektionierung eines ‚fitten‘ und leistungsfähigen Körpers, die aktive Sorge um sich selbst und die eigene Gesundheit sowie die Mäßigung hinsichtlich schädlicher Genüsse wie Rauchen oder Fast Food. Hier werden zeittypische Tugenden eines begehrenswerten, anerkannten und sozial wie ökonomisch erfolgreichen Subjekts formuliert. Dieser Tugendkatalog findet sich in gesundheits- und sozialpolitischen Debatten ebenso wie in den Prospekten der Wellnessindustrie, in den Körperidealen der heutigen Arbeitswelt ebenso wie in populären Frauen- und Männermagazinen. Dabei dient dieses Ideal immer auch der sozialen Distinktion und entwirft eine gesellschaftliche Ungleichheitsordnung: Übermäßiger Zigaretten- und Alkoholkonsum, Fettleibigkeit und eine schlechte Gesundheitsvorsorge gelten als Charakteristika der Unterschicht, während die gesellschaftlich Erfolgreichen sich in gläsernen Fitnessstudios und ayurvedischen Wellnessrestaurants demonstrativ um das eigene Wohlbefinden und den Erhalt ihrer Produktivkraft kümmern (vgl. Greco 2004). Friendscout24 greift diese soziale Hierarchisierung auf und verlangt von seinen Mitgliedern schon beim Ausfüllen des eigenen Profils, sich selbst darin zu verorten. Diese Verortung ist dann wiederum Grundlage des Suchformulars, über das die potentiellen Partnerinnen und Partner auch im Hinblick auf die Tugendhaftigkeit der Lebensführung ihre soziale Stellung miteinander abgleichen können.

Die sozialen Konturen des begehrenswerten Subjekts

Betrachtet man die analysierten Kategorisierungen und Suchoptionen im Gesamt, so muss man feststellen, dass von einem Fehlen von „social context clues“ auf Dating Sites wohl kaum die Rede sein kann, ganz im Gegenteil: Es wird ein hoher Aufwand betrieben, um soziale Ungleichheitsrelationen aus der Offline-Welt in das Medium Internet zu übersetzen und hier zur Geltung zu bringen. Dies be-

trifft, wie ich gezeigt habe, klassische sozioökonomische Unterscheidungsmerkmale wie Einkommen und Bildung ebenso wie die „feinen Unterschiede“ in den subkulturellen Differenzierungen des Kleidungsstils; es betrifft Fragen der tugendhaften Lebensführung ebenso wie die Selbstklassifizierung in stereotypisierten Körperbildern.

Im Ergebnis entsteht ein soziales Setting der Beziehungsanbahnung, in dem man sich wie in kaum einem anderen Zusammenhang vorab über die ungleichheitsrelevanten Merkmale einer Person informieren kann – und dies lange bevor man eine einzige Zeile im Chat oder per Email ausgetauscht hat. Das hier analysierte Suchformular geht sogar noch einen Schritt weiter. Es fordert von seinen Nutzerinnen und Nutzern, zunächst völlig losgelöst von konkreten anderen Individuen die *soziale* Gestalt der gesuchten Person abstrakt zu entwerfen, indem man eine Auswahl aus den geschilderten Kategorien trifft. Erst in einem nächsten Schritt, nach dem Klick auf den Suchen-Button, füllen dann *konkrete* Andere mit ihren Fotos, Nicknames, individuellen Mottosprüchen etc. dieses zuvor entworfene, abstrakte soziale Gefäß aus. Wer nicht in dieses Gefäß passt, verschwindet dagegen gänzlich aus dem Blickfeld, wird durch die Filterkriterien unsichtbar gemacht (vgl. Fiore 2004; Voirol 2005). Eine stärkere soziale Selektivität der Kommunikation ist kaum vorstellbar. Zumindest im Hinblick auf das hier analysierte Phänomen Online Dating kann man also die begründete These formulieren, dass das Internet keineswegs zu einer Egalisierung der sozialen Beziehungen beiträgt, sondern im Gegenteil die bestehenden sozialen Ungleichheitsrelationen eher noch stärker zur Geltung bringt als in der Welt außerhalb des Netzes.

Homogamie – rationalisiert

Diese These lässt sich durch eine Reihe von Untersuchungen untermauern, die hohe Homogamieraten im Online Dating feststellen (vgl. etwa Fiore/Donath 2005; Skopek/Schulz/Blossfeld 2009). Obwohl das Internet geradezu unerschöpfliche Möglichkeiten bietet, mit Personen in Kontakt zu kommen, denen man sonst nie im Leben begegnen würde – am Ende finden auch hier meist jene zusammen, die aus einer ähnlichen sozialen Schicht kommen, eine ähnlichen Bildungshintergrund haben, usw. usf. Ob die Homogamieraten dabei höher oder ähnlich ausfallen, als in anderen sozialen Kontexten, lässt sich mangels direkter Vergleichsdaten jedoch schwer beurteilen.

Interessanter ist ein anderer Unterschied: Klassischerweise wird Homogamie in der Partnerwahl u.a. daraus erklärt, dass viele Orte des Kennenlernens bereits durch soziale Auswahlprozesse vorstrukturiert sind: In der Schule, der Universität, am Arbeitsplatz oder auch in der Bar ist die Wahrscheinlichkeit, Personen aus dem eigenen sozialen Milieu zu begegnen, signifikant höher als die Chance, auf Angehörige anderer Klassen oder Schichten zu treffen. Ein weiterer Erklärungsansatz betont den Einfluss der habituellen Nähe, die maßgeblich mit bestimmt, ob sich zwei Personen sympathisch und anziehend finden oder nicht. Der Habitus aber wiederum hängt, wie wir seit Bourdieu wissen, unmittelbar mit der sozialen Herkunft einer Person zusammen, die sich über den Sozialisationsprozess in den Körper, in alltägliche Gesten und Verrichtungen eingeschrieben hat.

Beide Erklärungsmuster greifen im Fall von Online Dating jedoch nur begrenzt. Die meisten Online Dating Sites sind sozial weit weniger homogen als klassische Orte des Kennenlernens. Und die habituelle Nähe zwischen zwei Personen kann schon deshalb nur begrenzt zur Geltung kommen, weil der

Körper, an den der Habitus unablässig gebunden ist, in der Online-Kommunikation zunächst weitgehend abwesend ist.

Stattdessen, und hier unterscheidet sich Online Dating tatsächlich fundamental von anderen Kontexten der Partnersuche, wird Homogamie zu einem *Gegenstand rationaler Wahl*. Wie am Beispiel des Suchformulars von Friendscout24 gezeigt, steht am Beginn ein umfassender Prozess der individuellen Selbstbefragung. Dabei müssen die eigenen Präferenzen der Partnerwahl detailliert expliziert und in die vorgegeben Suchkriterien der Seite übersetzt werden. Kaum ein anderes soziales Setting verlangt ein solches Maß an rationaler Selbstreflexivität in der Partnerwahl. Soziale Ungleichheit reproduziert sich hier nicht über subtile Formen der Ausgrenzung im Geflecht alltäglicher Interaktionen. Wer im Internet eine Partnerin oder einen Partner sucht, der muss sich permanent entscheiden, Filterkriterien definieren und dabei Angehörige anderer sozialer Lagen bewusst ein oder ausschließen. Schon die schiere Masse potentiell verfügbarer Kontaktpartner lässt einem kaum eine andere Möglichkeit, als sich auf diese Weise wählend zu verhalten. Und es ist dieser Prozess der Rationalisierung, der einen wichtigen Unterschied zwischen der Reproduktion sozialer Ungleichheit im Netz und den Mustern der Offline-Welt markiert – und zwar, so kann man vermuten, auch über das heute analysierte Beispiel Online Dating hinaus.

Literatur

- Bourdieu, Pierre* 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Döring, Nicola* 2003: Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Göttingen: Hogrefe.
- Dröge, Kai* 2008: Der Unternehmer. Aufstieg und Fall eines gesellschaftlichen Leitbildes. Gießen: unveröff. Dissertation.
- Fiore, Andrew Rocco Tresolini* 2004: Romantic Regressions. An Analysis of Behavior in Online Dating Systems. Boston: Massachusetts Institute of Technology [online: http://www.ischool.berkeley.edu/~atf/thesis_mit/fiore_thesis_final.pdf, 15.02.2007].
- Fiore, Andrew T. & Donath, Judith S.* 2005: Homophily in Online Dating: When Do You Like Someone Like Yourself? Cambridge: MIT Media Laboratory [online: http://smg.media.mit.edu/papers/atf/fiore_donath_chi2005_short.pdf, 18.01.2007].
- Greco, Monica* 2004: Wellness. In: Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne & Lemke, Thomas (Hrsg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 293-299.
- Rheingold, Howard* 1994: The virtual community. finding connection in a computerized world London: Secker & Warburg.
- Skopek, Jan; Schulz, Florian & Blossfeld, Hans-Peter* 2009: Partnersuche im Internet. Bildungsspezifische Mechanismen bei der Wahl von Kontaktpartnern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 69, Nr. 2.
- Sproull, Lee & Kiesler, Sara* 1986: Reducing social context cues: electronic mail in organizational communication. In: Management Science, Jg. 32, Nr. 11: 1492-1512.
- Stegbauer, Christian & Rausch, Alexander* 2006: Strukturalistische Internetforschung. Netzwerkanalysen internetbasierter Kommunikationsräume. Wiesbaden: VS Verlag.

- Stegbauer, Christian* 2009: Wikipedia. Das Rätsel der Kooperation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Trethewey, Angela* 1999: Disciplined Bodies: Women's Embodied Identities at Work. In: *Organization Studies*, Jg. 20, Nr. 3: 423-450.
- Voirol, Olivier* (Hrsg.) 2005: Réseaux – Visibilité/invisibilité. Paris: Lavoisier Editions.
- Walther, Joseph B.* 1996: Computer-Mediated Communication: Impersonal, Interpersonal, and Hyperpersonal Interaction. In: *Communication Research*, Jg. 23, Nr. 3: 3-43.
- Waring, Amanda & Waring, Justin* 2009: Looking the Part: Embodying the Discourse of Organizational Professionalism in the City. In: *Current Sociology*, Jg. 57, Nr. 3: 344-364.